

Benedict Schubert
Predigt über das Bild „Auf dem Balkon“ (1927) von Georg Schrimpf und Lukas
10, 38-42 – Martha & Maria

Am Morgen danach



"Jede freie Zeit benützte ich zum Zeichnen und Malen. Und immer wieder Akte aus dem Gedächtnis, die Linien waren mir verkörperte Melodien. Ich wollte eigene Musik malen. Die Blätter versteckte ich immer sehr sorgfältig. Ich wagte nicht, sie sehen zu lassen. Aber schließlich sah doch ein Freund, ein Dichter, damals noch ein Bäckergehilfe, darüber."

So erinnert sich Georg Schrimpf an den Anfang seiner Karriere als Künstler. Geboren war er 1889 und aufgewachsen in sehr armen Verhältnissen, zur Konditorlehre wurde er mit 13 Jahren gezwungen. Das Elend seiner Jugend radikalisierte den jungen Mann, er trat der SPD, später sogar der KPD bei. Was ihn innerlich rettete, war seine Kunst: "Der Zweck meiner bildlichen Darstellung ist der: Das mitzuteilen, was im Menschen mehr oder weniger bewusst sich versteckt hält und schlummert: Was man ängstlich hinter vier Wänden in die Ohren spricht; um das herauszuholen, was hinter jedem Auge, in jedem Leib gefesselt und gebrochen ist, um den Schrei heraufzubeschwören, der die Wand durchbricht."

Man hätte aufgrund dieser pathetischen Worte erwarten können, dass die Kunst Schrimpfs kritisch, kämpferisch, politisch würde wie diejenige seiner Zeitgenossen Otto Dix oder George Grosz. Stattdessen suchte und entwarf Schrimpf in seinen Bildern eine Gegenwelt von ruhiger, harmonischer Vertrautheit. Er arbeitete mit schlichten Formen, mit warmen Farben und

hellem Licht. Immer wieder malt er Frauen, nach dem tragischen Tod seiner eigenen Frau bei der Geburt ihres Kindes gerne anrührende Mutter-Kind-Szenen. Auffallend ist allerdings, dass – jedenfalls auf den Bildern, die übers Internet leicht zugänglich sind – kaum jemand lächelt. Die Menschen auf Schrimpfs Bildern blicken nachdenklich, ernst; oft scheint wie eine Trauer auf ihren Gesichtern zu liegen.

Der Freund, der damals die Bilder Schrimpfs entdeckte und dazu beitrug, dass sie an die Öffentlichkeit gelangten, war der Schriftsteller Oskar Maria Graf. Mit ihm war Schrimpf durch Italien und den Tessin gereist; er hatte Kontakt zu Anarchisten, stand in Verbindung zur Gemeinschaft auf dem Monte Verità, den Vorläufern moderner alternativer Bewegungen.

Nach der Machtergreifung Hitlers geriet Schrimpf in eine immer bedrängtere Lage. Seine bekannte politische Einstellung sollte ihn ins KZ bringen, seine Kunst als „entartet“ diffamiert werden. Gleichzeitig sprachen gerade seine Mutter-Kind-Darstellungen einzelne führende Nationalsozialisten an, weil ihnen die scheinbar naive Gradlinigkeit zur ideologischen Überhöhung deutscher Mutterschaft zu passen schien. Später sollte ein fachkundiger Beobachter feststellen: „Auf der Suche nach dem Entwurf einer zeitlosen Utopie ist Georg Schrimpf in die Falle geraten, die diesem unruhigen Suchenden von früh an drohte: in die der kleinbürgerlichen Idylle, der oberflächlichen Harmonisierung mit der allgemeinen Grundstimmung, mit dem ‚Zeitgeist‘“.

Tatsächlich sorgte der Stellvertreter Adolf Hitlers, Rudolf Hess, beispielsweise dafür, dass ein Bild Schrimpfs, das 1937 in der Ausstellung "Entartete Kunst" gelandet war, dort wieder verschwand. Während andere Parteigenossen den Künstler als Kommunisten und Staatsfeind sahen, beauftragte Hess ihn mit einem Fresko für seine Villa.

Schrimpf war zu dem Zeitpunkt knapp fünfzig Jahre alt. Er wusste genau, in welche Katastrophe er hineingeschlittert war. Im folgenden Jahr, 1938, hörte sein Herz einfach auf zu schlagen. Sein früher Tod ersparte ihm wohl die schreckliche Alternative zwischen KZ und Kollaboration.

Das ist das Leben, aus dem heraus unser Bild gemalt wurde. Ich befürchte, dass die Bezeichnung auf der Postkarte falsch ist. Sonst wird das Bild nämlich mit „Auf dem Balkon“ betitelt und auf erst 1927 datiert.¹ Wir sehen zwei junge Frauen. Die vorne in leuchtenden Kleidern am Geländer

¹ Bild öffentlich zugänglich unter: [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Georg_Schrimpf_-_Auf_dem_Balkon_\(1927\).jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Georg_Schrimpf_-_Auf_dem_Balkon_(1927).jpg)

steht, blickt vom Balkon hinunter auf den Platz vor dem Haus. Nachbarhäuser sind zu erkennen. Die sich hinten an den Türrahmen anlehnt, hat gedeckte Farben für Jupe und Pullover gewählt. Sie blickt hinaus ins Weite, über den Rand der Siedlung hinaus auf den See, die Berge, den wolkenlosen, hellen Morgenhimmel. Die Schatten lassen vermuten, dass es ungefähr 10 Uhr am Morgen ist. Wir sehen wenig Konkretes – damit sind wir eingeladen, unserer Phantasie freien Lauf zu lassen. Unsere Vermutungen werden nicht durch Details allzu sehr eingeengt. Wir dürfen uns vorstellen, was immer wir wollen. Weil wir diese Freiheit haben, bringe ich das Bild mit einem Abschnitt aus dem Lukasevangelium ins Gespräch.

38 Als sie weiterzogen, kam er in ein Dorf, und eine Frau mit Namen Marta nahm ihn auf. 39 Und diese hatte eine Schwester mit Namen Maria; die setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seinen Worten zu. 40 Marta aber war ganz mit der Bewirtung beschäftigt. Sie kam nun zu ihm und sagte: Herr, kümmerst es dich nicht, dass meine Schwester die Bewirtung mir allein überlässt? Sag ihr doch, sie solle mir zur Hand gehen. 41 Der Herr aber antwortete ihr: Marta, Marta, du sorgst und mühst dich um vieles; 42 doch eines ist nötig: Maria hat das gute Teil erwählt; das soll ihr nicht genommen werden.

LUKAS 10

Maria war gleich hochgeeilt auf den Balkon, nachdem sie sich von Jesus verabschiedet hatte. Sie wollte nicht unten bleiben, als der Rabbi und seine Jünger ihr Gepäck im Wagen verstauten und aufbrachen. Von oben schaute sie hinunter, beobachtete, wie Petrus und Jakobus aushandelten, wer sich als erstes an Steuer setzen sollte. Jesus wechselte noch ein paar Worte mit Lazarus, während Johannes ihm schon die Beifahrtür aufhielt, und Andreas die Strassenkarte studierte.

Wo Marta wohl blieb? Sie war doch mit Maria zusammen ins Haus zurückgegangen, aber dann nicht mit hochgekommen. Erst, als alle eingestiegen waren, Jakobus den Motor angelassen hatte und zum Abschied noch einmal kräftig gehupt, erst da hörte Maria die Tritte ihrer Schwester auf der Treppe. Sie ging nicht besonders schnell, aber sie trat kräftig auf. Ob sie verärgert war?

Maria hörte, wie Marta das Zimmer durchquerte und in die Balkontür trat, doch sie drehte sich nicht um. Sie beobachtete, wie der Wagen losfuhr.

„Schade, dass sie schon fahren mussten, oder?“ „Ja, schade!“ Maria wollte in Martas Frage nichts hineindeuten. Ja, sie bedauerte, dass der

Meister gleich wieder hatte aufbrechen wollen. Sie hatte das Gespräch mit ihm am Abend ausgesprochen anregend gefunden. Sie hatte Fragen stellen dürfen, die sie schon lange umtrieben. Erstaunt hatte sie erlebt, dass Jesus genau zuhörte, sie nicht mit frommen Floskeln abspeiste. Schon nur die Erinnerung an den Klang der Stimme tat ihr wohl.

Trotzdem hätte sie nicht mehr sagen können, worüber genau das Gespräch gegangen war. Sie erinnerte sich noch an ein paar Stichworte – von Liebe und Scheidung war einmal die Rede, ein anderes Mal von Vergabung. Und dass sie hätte nachfragen sollen, was Jesus mit „Mammon“ meinte, aber sich ausgerechnet da nicht getraut hatte, weil Jesus in dem Moment irgendwie angespannt und unwirsch wirkte. Nein, an Inhalte erinnerte sie sich kaum. Aber noch ganz gegenwärtig war die Gewissheit, die sich im Gespräch ständig vertieft hatte: Ich werde wahrgenommen. Ich darf sein. Ich muss nicht bleiben, wie ich bin. Ich bin gemeint, ich gehöre dazu. Ich bin geliebt.

Als Jesus dann bat, sich zum Schlafen zurückziehen zu dürfen, war Maria gleichzeitig hellwach und ganz ruhig. Sie hatte sich schon lange nicht mehr so lebendig gefühlt – und so sicher und im Frieden. Ihr war klar, dass solche Momente nicht ewig dauern können; dass es wohl auch besser ist, wenn sie nicht überdehnt werden. Und trotzdem tat es ihr Leid, Jesus und die Seinen nun wegfahren zu lassen.

Gerne hätte sie Marta etwas von dem mitgeteilt, was sie erfüllte, aber sie fand die richtigen Worte nicht. Stattdessen fragte sie zurück: „Und du, wo bist Du noch geblieben?“

„Ich hab unten die Gästebetten abgezogen. Wenn wir die heute gleich waschen, trocknen sie sicher. Man weiss ja nie, ob das Wetter hält.“

„Aber warum? Das hätte doch noch die fünf Minuten Zeit gehabt. Und ich hab doch gesagt, ich würde das dann machen! Ich hätte es gemacht, und die Leintücher wären auch nicht verregnet worden!“

„Halt, Maria. Es ist kein Problem. Es ging mir leicht von der Hand – ich hab dir ja keinen Vorwurf gemacht.“

Maria wandte den Kopf und schaute Marta an. Eine leise Frage lag in ihrem Blick, ein Anflug von ungläubigem Spott. „Kein Vorwurf? Nach gestern Abend?“

„Nein, kein Vorwurf. Gestern Abend hast du mich genervt, das stimmt. Ich fand es nicht in Ordnung, dass du mich die ganze Arbeit hast machen lassen. Dass Lazarus keinen Finger rührt, sind wir ja gewohnt, aber dass du dich unsichtbar gemacht hast. Ja, ich war auf Hundertachzig! Ich finde, Gäste verdienen ein Mindestmass an Respekt – und erst recht diese Gäste. Ich wollte, dass sie es geniessen können. Sie sind ständig so bescheiden und verzichten auf alles – dabei wissen wir doch, dass sie gerne gut bekocht werden. Ich wollte sie ein bisschen verwöhnen und ging selbstverständlich davon aus, dass du mir hilfst, dass wir das zusammen machen. Und dann ist das Huhn angebrannt, weil ich – heile, heile, Sääge – Nachum trösten musste, weil er von Joel wieder aufs Dach bekommen hatte. Und dann sah ich dich entspannt dasitzen, wie wenn du ein Gast wärst, hast mit deinen grossen Augen Jesus angehimmelt – da bin ich explodiert.“

Maria wollte sich rechtfertigen, wollte erklären. Der Ausbruch Martas am Vorabend hatte sie eigentlich nicht überrascht. Überrascht hatte sie dagegen die Reaktion von Jesus – und zu denken gegeben. Marta Sorge und mühe sich um vieles, sie selbst jedoch habe das gute Teil erwählt? Nur im ersten Moment triumphierte sie innerlich, dann fing sie an sich zu fragen, ob sie es sich nicht arg bequem gemacht habe und mache. Ihr wurde bewusst, dass sie mit ihrer Schwester eigentlich seit jeher das gleiche Spiel spielte. Es war für sie ganz praktisch, dass Marta Unordnung nicht aushielt und Dinge lieber schon erledigte, bevor sie wirklich getan werden mussten. Sie selbst fand, es reiche, wenn man jeweils dann das Nötige tue, wenn es wirklich nötig war. Falls es dann noch nötig war, denn vieles erledigte sich glücklicherweise von selbst.

Eine ganze Weile hatte sie sich aus dem Gespräch ausgeklinkt und über sich und ihre Schwester nachgedacht. Sie hatte Marta oft zu tüchtig, zu fleissig, zu bestimmt gefunden – doch nun, in der Gegenwart von Jesus, empfand sie eine grosse Dankbarkeit dafür, dass Marta ihr und vielen so viel zuliebe tat. Auf einmal konnte sie ihre Schwester dafür bewundern, dass sie es schaffte, so vieles parallel zu erledigen. Sie war für Nachum, Joel und Anna eine liebevolle Mutter. Mit ihrem Mann Joachim schien sie es sehr gut zu haben. Wenn eine Nachbarin Hilfe brauchte, war sie sofort zur Stelle. Zusätzlich engagierte sie sich in der Gemeinde, organisierte zweimal die Woche einen Mittagstisch für Bedürftige und sammelte Altkleider für Flüchtlinge. Unglaublich, was Marta leistete. Und sie selbst könnte ihr Studium nicht durchziehen, wenn sie die Unterstützung durch Marta nicht hätte.

Doch die liess sie noch nicht zu Wort kommen: „Wart. Das Wichtigste kommt erst. Du hast ja gesehen, wie ich rot geworden bin, als Jesus mir antwortete. Es war wie ein Schock, dass er mir nicht Recht gab, sondern mich eher ein wenig bedauerte – so kam’s mir vor. Ich fühlte mich gedemütigt. Ich bin hinaus in die Küche und habe geheult. Ich fand ihn, ich fand alles so ungerecht!

Ihr habt halt etwas warten müssen, bis ich das Dessert brachte. Dann hatte ich mich gefasst. Und hatte angefangen zu begreifen. Du hast mich forschend angeschaut, als ich die Schale mit der Orangenmousse hereintrug – weil ich lächelte. Keine Angst, das war schon nicht mehr Maske. Ich war erleichtert, denn mir sind in der Küche zwei Dinge klar geworden.“

Maria hatte sich wieder umgedreht. Sie schaute auf den nun leeren Platz vor dem Haus, in der Hand drehte sie ein kleines Blatt, das sie vom Balkonboden aufgehoben hatte. Sie war nicht sicher, ob Marta überhaupt noch zu ihr sprach oder zu sich selbst. Marta schaute hinaus ins Weite:

„Ich habe begriffen, dass ich zu gut organisiert bin. Ich hab viel, ich muss sorgfältig planen, ich brauche eine gute Struktur, sonst krieg ich das alles nicht auf die Reihe. Aber ich muss aufpassen, dass ich nicht bloss mein Programm abspule, sondern mich unterbrechen lasse. Ich bleibe im Schatten, im Haus – dabei liegt da draussen so viel offen vor mir. Und über mir der helle Himmel. Ich befürchte, dass ich schon hin und wieder Momente von Schönheit, von Gemeinschaft, von Liebe verpasst habe, weil ich am Arbeiten, am Organisieren war. Du kannst das besser, du hast ein besseres Gespür für so himmlische Gelegenheiten, in denen... Ich hab dir angesehen, wie gut es dir getan hat, bei Jesus zu sitzen, mit ihm und seinen Freunden im Gespräch zu sein. Du kannst auch das besser. Ich treffe meist genau den falschen Ton. Ich bin zu ernst, wenn alle small talk machen, aber dann mache ich ausgerechnet in dem Moment eine oberflächliche Bemerkung, wo eine ihr Innerstes preisgeben will.“

Maria musste schlucken. So hatte sie ihre Schwester noch nie gehört. Hatte sie überhaupt je Ähnliches geäussert? Oder hatte sie selbst bloss nie zugehört? Sie blinzelte heftig, sie wusste, das war nicht wegen der Morgensonne.

„Aber ich hab noch etwas begriffen. Ich hab begriffen, dass ich gerne arbeiten darf. Ich darf es gerne schön haben und schön machen. Es ist nicht schlimm, wenn ich gut organisiert sein will. Nachdem ich mich ausgeheult hatte, ist mir bewusst geworden: ich bin bei meinen Töpfen nicht weiter weg von Jesus als du am Tisch mit ihm. Und als ich heute die Betten abzog

und die Leintücher in die Waschmaschine steckte, ging es mir sehr gut. Wie wenn alles durchsichtig wäre. Hat Jesus nicht auch einmal eine Frau beim Staubsagen, die ihren Zwanzger sucht, als Gleichnis genommen für die Gottesgegenwart? Schmutzige Wäsche waschen, das Bett neu anziehen, dem Joel das aufgeschrammte Knie desinfizieren, der Anna die Windeln wechseln – es ist gut. Für mich ist das gut. Gott ist da. Ich lebe. Ich darf sein, wie ich bin, ich muss nicht bleiben, wie ich bin. Ich bin wahrgenommen. Ich gehöre dazu.

Im letzten Moment, bevor er eingestiegen und losgefahren ist, hat Jesus mich noch einmal angeschaut und leise gefragt: ‚Ist es gut?‘. Ich hab nur gelächelt und genickt. Nun ist er wieder weg. Und doch nicht. Es ist sehr gut.“